



Aus dem Leben des Tauchers.

Man wird gewöhnlich der Meinung sein, daß es kaum einen gefährlicheren Beruf geben könnte, als den des Tauchers. Erheblich schwerer als das Aufsteigen in dem gewohnten Element, der Luft, wird dem Menschen das Vordringen in die Tiefe des Wassers. Es ist ihm deshalb auch noch nicht gelungen, weiter als 35 Meter unter die Oberfläche des Meeres zu kommen, ohne an seiner Gesundheit Schaden zu erleiden oder das Wagnis mit dem Leben zu bezahlen.

Es ist bekannt, daß der Druck des Wassers mit seiner Tiefe zunimmt und der Taucher infolge dessen eine entsprechend dichtere Luft braucht, weil die Lunge den starken Druck von Außen sonst nicht aushalten würde. Während der Mensch auf der Erdoberfläche in der Minute 12 Liter Luft braucht, muß er in 10 Meter Tiefe unter dem Wasser das Doppelte haben und es steigt dies immer mit je 10 Metern Tiefe um 12 Liter, so daß er also bei 40 Meter unter dem Wasser $5 \times 12 = 60$ Liter Luft in jeder Minute braucht. Aus diesem Grunde kann der Taucher nicht plötzlich in die erwähnte Tiefe hinabsinken, sondern er muß dies allmählich tun, wobei der Druck der ihm zugeführten Luft mit je 10 Meter weiterer Tiefe entsprechend vernebelt werden muß. Würde dies nicht nach und nach geschehen, so würde die komprimierte Luft die Lunge zerreißen.

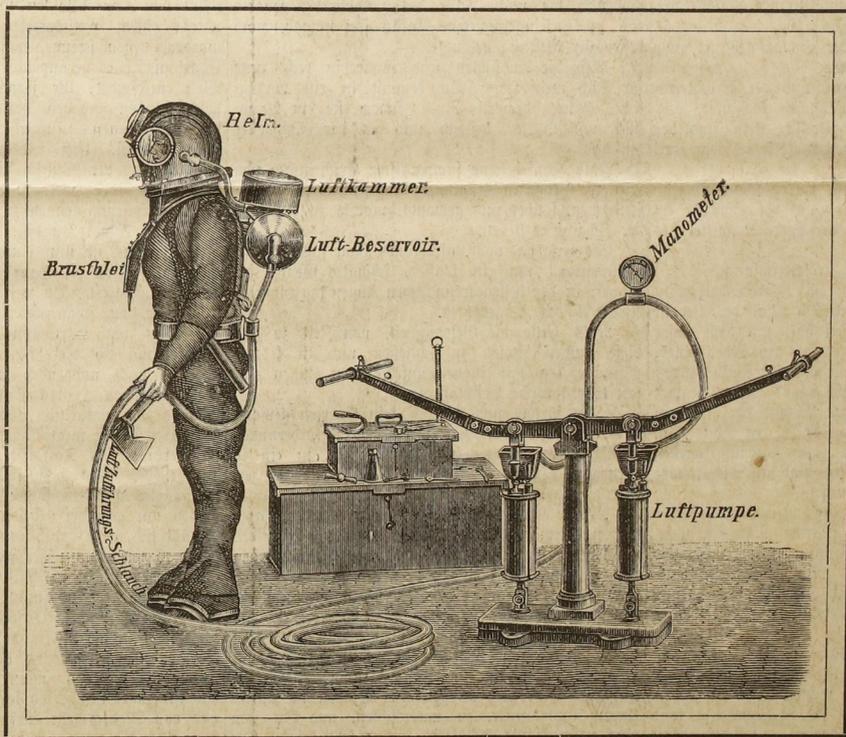
Umgekehrt ist man genötigt, beim Aufsteigen aus der Tiefe den Druck der Luft nur allmählich zu vermindern. Diese Schwierigkeiten zu überwinden, war nicht leicht und man hat zahllose Apparate für Taucher konstruiert, die sich in der Praxis nicht bewährten. Wir erinnern nur an die Taucherglocke, die hier und da noch vereinzelt im Gebrauch ist und deren Anwendung dem Taucher oft das Leben kostet, während sie ein eigentliches Arbeiten unter dem Wasser

nicht gestattet. Die neuesten Apparate sind äußerst kompliziert und kostspielig, denn es gehört dazu außer dem Anzuge selbst eine Kompressionsluftpumpe, Telefon, elektrisches Licht und vieles andere.

Indessen erklärt einer der berühmtesten Taucher, der Ire Jim Murphy, der fast dreißig Jahre diesen Beruf ausgeübt hat, daß er doch in Verlegenheit gerate, wenn er ein Abenteuer aus seinem Leben er-

Abtjung ward mir noch eine Ueberraschung zuteil. Es war zur Zeit des Krieges zwischen Japan und China, und die Mannschaft des Schiffes geriet wegen der beiden Völker in Streit und kimmerte sich nicht mehr um den Taucher in der Tiefe. Als ich das Zeichen mit dem Seil gab, ließen sie mich in eine Tiefe von 19 Faden Wasser fallen, und erst als sie darauf ihren Irrtum bemerkten, brachten sie mich mit einem Ruck, der mich fast das Leben gekostet hätte, nach oben. Das Schiff hatte einen Tiefgang von 23 Fuß, so daß ich an einem Ort, wo es von Haijischen wimmelte, plötzlich auf 91 Fuß hinabfiel. Bei den Haijischen fällt mir übrigens ein, daß sie in der Regel ebenso erschreckt über unser elektrisches Licht sind wie wir über sie.

Im ganzen ist der Beruf eines Tauchers nicht so gefährlich, wie man an Land glaubt. Als ich vor einiger Zeit in Liban bei der Errichtung der Hafenwerke half, schulte ich über hundert Taucher, von denen nicht einer das Leben verlor. Auch in Gibraltar habe ich viele Taucher angelernt. In einer Tiefe von 19 bis 20 Faden kann man wegen des zu großen Druckes nicht lange arbeiten. Ich bin schon in einer Tiefe von 25 Faden gewesen, aber nur auf ganz kurze Zeit. Die Gefahr bei so großen Tiefen liegt in der Tatsache, daß man den Druck erst fühlt, wenn man nach oben kommt; dann schmerzt jeder Muskel und jeder Knochen so, als ob man in einer hydraulischen Presse zerdrückt worden wäre. Bei der Fortbrücke war ich vier Jahre beschäftigt, und manchmal arbeiteten wir in 19 Faden Tiefe, was wir aber nur $\frac{3}{4}$ Stunden aushalten konnten. Fünf Stunden hintereinander kann man nur in 13 Faden Wasser arbeiten. Bei monatlicher Anstellung verdient der erste Taucher 500 bis 700 Mk., der gewöhnliche Taucher gegen 400 Mk. In der Regel wird zehn Stunden täglich gearbeitet, und zwar zwei Stunden nacheinander unter Wasser, dann kommt



Taucher in voller Ausrüstung.

zählen sollte, bei dem er wirklich in Lebensgefahr geschwebt hätte. Antikergend und aufreibend ist der Beruf dagegen in höchstem Maße. Es ist interessant, ihn über seine Erfahrungen plaudern zu hören. „Vor zehn Jahren,“ so erzählt er, „hatte ich allerdings einmal ein aufregendes Abenteuer, und noch jetzt habe ich ein etwas sonderbares Gefühl, wenn ich daran denke. Ich arbeitete für die Kronagenten in der Höhe von Barbados in Westindien auf einem Boote, das leck geworden war. Nach zweifündigem Suchen unter dem Schiff fand ich den Schaden und verstopfte das Loch mit Kalfaterwerg, aber vor meiner



man nach oben. Bei Akkordarbeit dauert eine Schicht vier Stunden und bringt 16 bis 20 Mk. ein. Den Weltetford in Tiefseetauchen hat James Hooper erzwungen, der 34 Faden tief zu dem Schiff „Kap Horn“ hinabstieg, das auf der Höhe von Pichidangué in Südamerika gesunken war. In dieser Tiefe mußte Hooper einen Druck von 88½ Pfund auf den Quadratzoll aushalten. Auch die beiden Liverpooler Taucher Ridyard und Pinf leisteten Wunderbares bei der Bergung von 1000 000 Mk. Bargeld von dem Brack der „Gamilia Mitchell“, die bei Schanghai gesunken war. Ridyard gelangte schließlich in die Schatzkammer und fand, daß Würmer die Holzkästen zerfressen, aber die Dollar unverfehrt gelassen hatten, die in Haufen auf der Erde lagen. Ridyard ging viermal hinunter, machte Schichten von vier Stunden unter Wasser und fandte den Gesamtinhalt von 64 Schatzkisten nach oben. Kein Taucher hatte in solcher Tiefe je so lange gearbeitet.“

Heldenseelen.

Roman von B. Riedel-Ahrens.

(Nachdruck verboten).

I.

Nur wenig sonniger Oetobermorgen leuchtet über die Straßen der großen Hansestadt, in denen das buntbewegte Treiben des geräuschvollen Tages sich in seinen ersten Anfängen allmählich zu regen beginnt —

Vom Venloer Bahnhofs herkommend fuhr eine Droschke, die vor einem der stattlichen Paläste der Ferdinandsstraße anhielt.

Etwas zögernd wurde der Schlag geöffnet und eine junge Dame stieg heraus.

Sie war in Trauerkleidern, und der schwärzterne Ausdruck ihres auffallend lieblichen Gesichtes, aus dem zwei tiefblaue Augen ziemlich klein und besangenen blickten, ließ erkennen, daß sie fremd war und ratlos da stand.

Im selben Moment jedoch wurde schon die sehr schwere Haustüre geöffnet und auf der Schwelle erschien halstüchtige Fräulein Ruth, die ältere Schwester der Erwarteten.

Lange hielten die beiden sich umschlungen.

„Meine liebe Leah, wach ein Wiedersehen! Du kannst Dir denken, wie schmerzlich mich der Verlust des Großvaters auch betroffen hat, mit dem unser einziger und letzter Verwandter aus dem Leben scheidet. Nun sind wir ganz allein und wollen deshalb doppelt innig zu einander halten, nicht wahr? Armes Kind,“ fügte sie, lieblosend die zarte Wange der jüngeren streichelnd, hinzu, „wie mag es Dir zu Mute sein, so aus dem stillen Kreise Eures zurückgezogenen Lebens plötzlich herausgerissen und in die fremde kalte Welt hinausgestoßen zu sein.“

„Großvater hat während der letzten Monate seines langsamen Hinderbens sehr gelitten, Ruth, so sehr, daß er den Tod als eine Erlösung sehr willkommen hieß; das war es auch, was mich den Verlust standhaft ertragen und mich mit dem Gedanken meiner Zukunft unter Fremden allmählich vertraut werden ließ,“ sagte Leah.

„So ist es recht, nur Kopf oben! O, mir ist es auch gar nicht bange um Dich. Du hast den Fond in Dir, überall den rechten Weg zu finden. Aber nun komm hinauf — da ist Zette, sie wird die Koffer besorgen — wir gehen zuerst in meine eigene kleine Stube, wo wir Zeit haben, ein halbes Stündchen gemüthlich zu verplaudern. Morgen ist nämlich der Geburtstag meines Geheimrats, wir haben große Gesellschaft, und Du kannst Dir vorstellen, was als Hauptführerin des weitläufigen Hausstandes alles auf meinen Schultern ruht.“

„Wissen Geheimrats, daß ich so ganz arm und schimplos dahe, Ruth?“

Sie hatte die Worte leise gesprochen, als ob sie sich der Frage vor der Schwester schäme, während eine leichte Röte ihr Antlitz überhauchte.

„Ja, Leah, sie wissen alles; siehst Du, mit dem Wertungssystem ist es nichts, man gerät da allzu leicht in schiefe Lagen; ich habe gelernt, es mit der

einfachen Wahrheit zu halten, das ist die leichteste Rolle und besigt den großen Vorzug, dem Menschen ein ruhiges Gewissen zu geben.

Sie hatten unterdessen die Treppen zum zweiten Stock erklimmt, wo der Professor Geheimrat Ludwig von Winkel wohnte, der vor mehreren Jahren mit seiner zahlreichen Familie von Berlin nach hier verzogen war.

Sie befanden sich gleich darauf in Ruths Zimmer, das an äußerster Ende des langen Korridors lag und auf graue Nachbarmauern sah; ein Bett hinter grünem Schirm, zwei Kommoden, ein runder Tisch vor dem altmodischen Koffhaarsofa, ein ziemlich abgenutzter Teppich, mehrere Stühle und einfacher Bilderstuck bildete das Mobilar.

Nur an dem einzigen Fenster stand als hervorragende Zierde noch ein riesiger Blumentisch mit ungewöhnlich üppigen und wohlgepflegten Blattpflanzen, Palmen und Slingengewächsen, dem Auge ein angenehmer Anbepunkt.

Aus dem ganzen sprach trotz aller Schlichtheit geistige Anmut der Bewohnerin.

„Hier sind wir bei mir; ganz nett, nicht wahr, Leah? Wie gefallen Dir meine Pflanzen, sind das nicht wahre Prachtexemplare? Und wie dankbar für das bischen Mühe sie sind, die man sich mit ihnen gibt! Ja, siehst Du, ich habe trotz allem auch meine Freuden.“

Auf dem Tische lag eine schneeweiße Decke, das blaumusterte Kaffeegeschir stand bereit, daneben ein Körbchen mit frischen Semmeln.

Ruth fing an, Leah zu bedienen, deren Schönheit jetzt, nachdem sie den verhallenden Krepplut abgetan und die reiche Fülle des goldblonden Haares das ovale feingehchnittene Antlitz frei umgab, noch besser zur Geltung gelangte.

„Also die Ausichten sind immerhin recht gute für Dich mein Herz; Du kommst in ein vorzügliches Haus“, bemerkte Ruth, indem sie ein Rundstück mit Butter bestrich und es der Schwester hinschob.

Ruth Kapser, eine sympathische Erscheinung von mittlerer Größe in hellgrauem Kleid und weißen Laßschürzen, sauber und gewandt, mochte zu Ausgang der Zwanziger stehen.

Sie trug das volle, abschlonde Haar schlicht, doch geschmackvoll um ein blaßes, schmales Gesicht geordnet; in den hellen freundlichen Augen lag zuweilen etwas Nüdes, Abgekühtes.

Ruth hatte die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit diese müden Augen zu schließen und in solchen Minuten lag auf ihren einnehmenden Zügen eine fast todesähnliche Erschlaffung.

„Ich fürchte nur, daß ich kein Examen gemacht habe, werden meine Kenntnisse den Anforderungen nicht genügen, obgleich mir die Ausicht, in ein so vornehmes Haus zu kommen, recht verlockend erschienen war.“

„Deine Kenntnisse, Leah! Die werden doch ausreichen, einem sechsjährigen Kinde Lesen und Schreiben zu lehren, und der alten Dame, Frau Gisela von Birken, die noch dazu einst unserer seligen Mutter beste Freundin gewesen ist, und zudem ein lebhaftes Interesse für Dich hegt, vorzulesen! Als ob wir nicht wüßten, daß der gute Großpapa dort in Euren abgetheiden Winkel bei Bergedorf damit verbrachte, Dich im Lateinischen und Griechischen und was sonst noch an gelehrten Dingen in seinem klugen Kopfe steckte, zu unterrichten, und Du ihm eine aufmerksame Schülerin warst; jetzt kommt Dir das zu flatten, heututage muß jeder lernen, auf eigenen Füßen zu stehen. Und was den Ort anbetrifft — die Besichtigung Friedensheim an der Diste —, so läßt sich Herrlicheres kaum denken, ich kenne sie genau, weil wir jedes Jahr ein paar Wochen bei der jungen Frau Marianne von Birken, unseres Geheimrats Schwester verbringen; eigentümliche, großartige Menschen und eine besondere Welt, wo Du gerade hineinpassst, ich bin überzeugt.“

Hier unterbrach ein fürdtbares Gepolter die Rede, dem unterdrücktes Kinderlachen folgte. Ruth sah sich entsetzt um, als auch schon nach kurzem Klopfen die Tür halb geöffnet wurde und durch die Spalte, neugierig Leahs Gestalt erspähend, der aus-

druckvoll dunkle Kopf des dreizehnjährigen Quartaners Eberhard erschien.

„Nun Zette will uns das Schulbrot nicht mit Würst belegen; bitte, komm doch mal heraus und mache ihr den Standpunkt klar!“

„Ruth ging, hatte jedoch kaum die wichtige Anzelegenheit zu allgemeiner Befriedigung geordnet, als mit der Miene sichtlichter Enttäuschung Auguste, das Küchenmädchen, hereintrat.“

„Denken Sie man bloß, Fräulein, die Waschfrau hat uns heute sitzen lassen; nun muß ich den ganzen Rest allein besorgen und Zette will mir nicht helfen, bis Sie es gesagt hätten — der Schlichter ist auch da — und was vom Markt geholt werden sollte — kommen Sie man lieber mal raus.“

Weiter kam sie nicht, denn mit wichtigen Schritten tauchte hinter ihr die derbfrische Gestalt der verflagten Zette auf.

„Fräulein, das gnädige Fräulein Erna will heute Schokolade und keinen Kaffee; soll ich Schokolade kaufen? — es ist keine Schokolade mehr da.“

„Natürlich muß welche gekauft werden, wenn keine mehr da ist. Kinder, muß ich denn nur zu allem meinen Segen geben! Laßt mich nur eine Viertelstunde mit meiner Schwester sprechen, dann habt Ihr mich wieder.“

Leah war nachdenklich geworden; solch ein unruhvolles, in Anspruch genommenes Leben, wie Ruth führte, stand es jetzt nicht auch ihr bevor? Früh verwaist — der Vater, Hauptmann Kayser, war im Dienst durch einen Unglücksfall gestorben, und der Schmerz über den Verlust hatte auch seine Frau bald dahingerafft und war Leah vor einem Jahrzehnt von dem betagten und alleinlebenden Großvater, einem pensionierten Baurat, aufgenommen worden, dessen strenge, nach altem Muster geleitete Erziehung das heranwachsende Mädchen wohl der Welt entfremdet, ihr jedoch jene harmonische Abgeschlossenheit gegeben hatte, die Befriedigung aus dem erworbenen geistigen Reichtum der Seele zu schöpfen weiß. Erst seit der letzten Zeit war allmählich auch der Wunsch in ihr erwacht, die äußere Welt und ihre vielversprechenden Freuden durch eigene Erfahrung kennen zu lernen.

„Wie erlagt Du bist, Ruth.“

„Ja, das ist nun einmal so“, entgegnet diese lächelnd. „Von der Hausdame, die Herr Geheimrat damals engagiert, Du weißt, ich war kaum Zwanzig und hatte doch schon zwei Jahre als Stütze bei Frau Generalin von Hartmann gedient, deren warmer Empfehlung ich diese Vertrauensstellung verdanke, bin ich nach und nach zu einer Verwalterin des ganzen großen Hausstandes gelangt. Da ist im Grunde sehr natürlich, und ich würde selbst Dir gegenüber gewiß nicht klagen, wenn man trotz der ununterbrochenen Tätigkeit von morgens früh bis abends spät nicht doch schließlich nur eine Fremde im häuslichen Kreise bliebe und als solche gemißtrauungen nur gebildet würde; besonders Fräulein Erna bemüht sich, das täglich zu Gemüt zu führen. Aber dafür ist wiederum unser Geheimrat von ruhender Güte gegen mich: so hilflos und zerstreut — du lieber Gott, lege ich nicht alles zurecht und stecke ihm nicht Frühstück, Taschentuch, Brille und was sonst noch in die Rocktasche, so ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß er die Hälfte vergißt! Das, wonach ich mich nur manchmal innig sehne, Leah, das ist eine Stunde, wo ich ganz ungestört, so ganz und voll Mensch sein dürfte; wie köstlich müßte das sein; aber die wird mir so gut wie nie zuteil, selbst des Abends nicht, denn da sinke ich, erschöpft von des Tages Arbeit, auf mein Lager.“

„Adieu, liebe Ruth — wo ist meine liebe Ruth, ach da, hurrah! Heute bringe ich eine Eins unter meinem Skriptum nach Hause! Ruth, hast Du nicht 'n Apfel für mich?“

Mit diesen Worten stürmte ein hübscher Knabe ins Zimmer und bot, nachdem er Leah artig begrüßt, Ruth die frischgen Lippen zum Abschiedskuß. Ueber ihr blaßes Gesicht aber zog beim Anblick des blühenden Kindes, das sich liebend an sie schmiegte, ein sonniges Lächeln, das sie wunderbar verständigte und ihr einen Hauch von der Weisheit einer jungen Mutter gab. Sie reichte ihm zwei rotbackige

Der Hochzeitstag.

Roman von H. Palmé Payien.

(Fortsetzung.)

[Nachdruck verboten.]

Apfel, ermahnte ihn zum Fleiß und sah noch stolz und freudbewegt aus, als er bereits wieder hinausgeeilt war.

„Siehst Du, Leah, das ist mein Junge, mein Sohn, und ich bin seine Mama.“

„Kam elf Monate alt — seine Mutter, Frau Geheimrat, war kurz zuvor gestorben — legte man ihn krank und vernachlässigt in meine Arme, abgemagert zum Erbarmen, so daß alle glaubten, er würde sterben, der arme kleine Willy,“ erzählte Ruth weiter. „Da fing ich denn an, ihn sorgfältig zu pflegen, ließ ihn Tag und Nacht nicht von mir und zum Erstaunen aller, selbst des Geheimrats, erholte er sich zusehends und nach verhältnismäßig kurzer Zeit konnte niemand meinen Jungen wieder, so rund und rosig war er geworden, aber auch mein Eigentum, mein süßes, kleines Glück. Natürlich hält er zu mir, er, Eberhard, Hans der Sekundaner und Wichy, gegen Erna und Dagobert, den Offizier, die von Anfang an feindlich gegen mich gefinnt waren; nun, Erna heiratet ja bald, da wird es um vieles gemüthlicher. Aber da schwage und schwage ich fortwährend von mir selbst, um darüber ganz Deine Angelegenheit zu vergessen.“

Als Ruth bald darnach das eigene Stübchen verließ, um im Wohnzimmer die Schwester dem Geheimrat vorzustellen, auf dessen Veranlassung sie eingeladen worden war, eine Woche vor Eintritt ihrer Stellung bei ihnen zu verleben, um der von ihm hochgeschätzten Ruth eine Freude zu bereiten, trat aus der Küchentüre gerade Fräulein Erna von Winkler, eine Germanistfigur mit schmerzfülligen Bewegungen und einer mächtigen Altstimme, deren Klang die Diensthofen erschreckte.

Bei Leahs Erscheinen wandte sie majestätisch das Haupt zur Seite, musterte sie von oben bis unten wie einen lästigen Eindringling und grüßte hochmütig herablassend, ohne sie eines Wortes gewürdigt zu haben. Nach ihrer Meinung stand Ruth, die Haushälterin nur an der Spitze der Diensthofen des Hauses und sie, die Braut des Rittergutsbesizers und Offiziers Barons Oskar von Hornjattel fand es geradezu unerhört von ihrem Vater, die Schwester einer so untergeordneten Persönlichkeit als Gast zu sich einzuladen.

Diese kränkende Nichtbeachtung traf Leah bei ihrer bewegten Gemüthsverfassung wie ein Schlag ins Gesicht, und tiefer noch als zuvor empfand sie das Demüthigende ihrer Lage, mit dem sie fortan unter diesen hochstehenden Menschen zu rechnen hatte. Erst das Entgegenkommen des Geheimrats, eines kleinen, schwächlichen Herrn in der Mitte der fünfziger Jahre, mit geistvollem Gesicht und einer ergötrenden Söwennähne, der das verwaiste Mädchen väterlich lebenswürdig begrüßte, ließ sie den peinlichen Eindruck überwinden.

Er erbat sich, zur Feier des Tages die Schwestern am Abend in ein Restaurant führen zu dürfen, Wichy werde sie begleiten — es solle außerdem alles geschehen, Leah zu zerstreuen, um ein paar angenehme Erinnerungen an ihren Aufenthalt bei ihnen zurück zu lassen.

Als er gegangen war, sah Ruth ihm mit verklärtem Dankesworte nach.

„Wie gut von ihm, wie fürsorglich, sich Deiner so anzunehmen! Ja, so ist er, immer gültig und gefällig, überhaupt ein Wohltäter der Menschheit; Du ahnst nicht, Leah, wie hochgeachtet und verehrt von aller Welt er dasteth.“

Aus ihrer Stimme zitterte ein leises Vibrieren und eine solche Innigkeit, daß Leah sie darüber prüfend ansah.

„Siehst Du ihn, Ruth?“ fragte sie unter mädchenhaftem Eröten.

Sie stieß das ihr eigene liebe Lachen aus, das zu Herzen drang und Wohlwollen für sie weckte.

„Nein, was ich für ihn empfinde ist nicht Liebe, sondern Verehrung und unbegrenzte Dankbarkeit, ja das ist es.“

„Ich habe so unendlich Viele gesehen, die zu ihm kamen, Alt und Jung, Wirten und Bettler, die meisten ohne einen Schimmer von Hoffnung, er aber hat sie geheilt, dem Leben und der Gesundheit zurückgegeben, und dabei ist er so selbstlos. Niemals

nimmt er Geld von den Armen, nur von den Reichen, die es können — denn er will doch auch mit seiner Familie leben, und die sechs Kinder kosten erschreckliches Geld. Außerdem tut er mir so leid, er ist so geplagt in seiner Häuslichkeit, der Aerger mit den erwachsenen Söhnen und Töchtern nimmt buchstäblich kein Ende, immer ist etwas Schreckliches los. Jetzt will wieder Dagobert Schulden halber den Dienst quittieren, Hans wird jedenfalls, weil er sich einer Schülerverbindung angeschlossen hat, das Gynnasium verlassen müssen, dazwischen Ernas unerhörte Puz- und Herrschsucht, Wichys kleine Extravaganzen. Mir geht ein Wühlrad im Kopfe herum, wenn ich an diesen Trübel denke.“

„Wie freudlos Dein Leben ist, Ruth —, immer nur für andere sorgen und arbeiten, nie den eigenen Neigungen folgen zu dürfen, das ist bitter; und doch steht nun auch mir dieses Los des fortwährenden Entfagens bevor.“

„Es ist nicht so schwer, wie Du Dir vorstellst, Leah; man wird es bald gewohnt, sich selbst zu vergessen und nur für andere zu leben; und manchmal denke ich, daß gerade dieses stete Sorgen und Schaffen für die mir lieb waren, am meisten der innersten Natur des Weibes entspricht. Es befreit trotz allem eine Genugthuung, ein stilles Glück das unendlich wohlthuend wirkt,“ fügte Ruth gedankenvoll hinzu. „Im übrigen tröste Dich, Herz, Du siehst aus wie ein Märchenbild, nicht als ob Du zu den Schmerzgewöhnten der Erde gehörtest, Dein Stern wird Dich schon führen. Gott sei gekant, Dir ward ein lichterer zuteil, wie mir, liebe Leah.“

Ruth umarmte und küßte die Schwester.

* * *

„Ich mußte diese Schüchternheit überwinden lernen,“ dachte Leah wohl zum zehntenmale, als später die Knaben aus der Schule kamen, sie neugierig musterten, und die stolze Wichy, eine angehende Studentin der Medizin, mit dem Selbstbewußtsein und der Sicherheit der Großstädterin sie unterhalten zu müssen glaubte. Ähnliche Gedanken kamen wieder, als sie am Abend mit dem Geheimrat, Hans Wichy und Ruth eines der feenhaft erleuchteten und geschmückten Lokale an der Alster besuchte.

Wie glendend von dieser strahlenden Welt, deren Existenz sie nicht gegahnt hatte, blieb Leah stehen, die Lippen halb geöffnet, wortlos vor Erstaunen, das Herz heftiger klopfend vor Begeisterung und zugleich vor Sehnsucht nach etwas Großem, Unbekanntem das zum erstenmale die verborgenen Schwingen der Seele zu heben begann und ihr unwillkürlich die halblauten Worte entriß: „Wie schön ist die Welt.“

Auf ihrer eigenen Erscheinung lag es dabei wie der Zauber einer fremdartigen Blume, die im Verborgenen erblüht und nun, ans Licht gezogen, der Bewunderung preisgegeben wurde.

Der Geheimrat freute sich über die Schönheit des jugendlichen Mädchens; Wichy außer sich vor Entzücken, sagte Leah neidlos die größten Schmeicheleien, und Hans, der Sekundaner, wagte es, durch ein paar ungeschickte Versuche seiner Bewunderung Ausdruck zu leihen. Bekannte kamen und wünschten Leah vorgestellt zu werden; an allen benachbarten Tischen betrachteten die Herren sie mit unerböhlicher Neugierde, einige sogar recht judringlich, so daß sie unausgesetzt erstöte und nicht mehr wußte, wohin sie die Augen wenden sollte. Aber angenehm war es doch, sich als den Gegenstand des allgemeinen Interesses zu wissen. Leahs Sicherheit nahm zu, sie fühlte die Brust geschwellt von seligen Hoffnungen und Lebenslust; das Bewußtsein ihrer Schönheit breitete sich in ihrem Innern aus, sie ahnte, daß diese eine Macht sei, vor der sich alle huldigend beugen würden. (Fortsetzung folgt.)

Spruch.

Ein Mensch, der nicht mehr hofft und strebt,
Der hat sich selber überlebt.

Reichel.

von diesem hatte er über den ihm rätselhaft erscheinenden Vorgang nur oberflächliche Andeutungen, unverständliche Erklärungen vernommen; als er aber den Baron vor dessen eiliger Abfahrt getroffen und gesprochen hatte, wußte er, daß es mit dem Verhältnis des jungen Baares schlimm bestellt, daß es mit dem Glück desselben für lange Zeit, — wenn nicht für immer vorbei sei.

Sobald er sich einmal unbeachtet aus der Gesellschaft wegziehen konnte, die Herren beschäftigten sich im Rauchzimmer und Speisezimmer, die Jugend mit Gesellschaftsspielen — suchte er Gisela auf.

Sie war nicht allein. Die Eltern und Gerda befanden sich bei ihr. Was war vorgefallen? Er kannte den Bruder Bogislaw als einen leicht erregbaren, heftigen, aber nicht jähzornigen Mann. Das war er in diesem Augenblick, jähzornig. Beide, Vater und Tochter, standen sich gegenüber. Der Rat kam gerade im rechten Augenblick, er konnte sich dazwischen stellen und den hellobornenden Zorn des Erregten momentan von Gisela ablenken. Er bat um eine endliche Erklärung des Vorgefallenen und stellte seinen Rat und seine Hilfe zur Verfügung.

„Rat, Hilfe, da ist nichts zu raten und zu helfen, Bruder,“ rief Herr von Belendorf mit zornigglühendem Blick auf Gisela. „Es sei denn, daß Du der da den Kopf brichst und sie zum Sprechen bringst. Sie soll den Namen des Verleumbers nennen, sie soll und —“

„Und sie wird es auch,“ ließ sich Frau von Belendorfs sanfte Stimme vernehmen, „laß ihr nur Zeit bis morgen.“

„Bis morgen! Meinst Du, Ernestine, daß ich eine Tochter, die mir den Gehorjam verweigert, die unserer ganzen Familie eine nicht wieder zu redressierende Blamage zugefügt, die solch unerhörten Skandal veranlaßt hat, — länger als —“

„Es bleibt ja alles unter uns Verwandten,“ begütigte die Gattin.

„Meinst Du, daß ich eine solche Tochter länger als unbedingt nötig im Hause behalten, im Hause dulden werde?“

„Das halte ich auch für besser, daß Gisela eine Zeitlang —“

„Eine Zeitlang,“ rief Herr von Belendorf außer sich — „niemals wieder darf ihr Fuß über meines Hauses Schwelle treten, niemals wieder! Noch diesen Abend wird ihr Bündel geschnitten und sie verläßt uns für immer. Was Du mir angetan hast, Tochter, ist nicht wieder gut zu machen. Ungeratenes, schlechtes Kind, — Du meines Lebens —“

Der alte Rat unterbrach den immer mehr sich in Wut hineinprechenden, im Zimmer auf und nieder rennenden Mann.

„Erläre mir den Zusammenhang des Geschehenen und —“

Herr von Belendorf hörte nicht darauf. Er blieb wieder vor Gisela stehen, die blaß, hocherregt, mit einem Ausdruck unbeugsamen Willen in den brennenden Augen, dastand, den Zorn des Vaters bislang kampfbereit pariert, dadurch aber immer mehr entfacht, zu dieser Höhe gesteigert hatte.

„Ich kann den Namen nicht nennen, ich kann es nicht, und tue es nicht, will es nicht,“ hatte sie ihm mit aller Festigkeit entgegengehalten. Und Herr von Belendorf wußte, daß, wenn sie so sprach und so wie jetzt aus den Augen schaute, ihr trotziger Wille nicht zu durchbrechen war. Also fort, aus dem Hause heraus, solche Kinder konnte er nicht brauchen, wollte er nicht haben! Und was er gesagt, war er gewohnt auszuführen. Bei solchem Geistes- und Gemüthsstande versagte auch der sich sonst bei ihm immer geltend machende, nicht geringe Einfluß der Gattin.

Das Erscheinen des Schwagers brachte dieser Hilfe und eine wahre Herzenserleichterung. Es kam endlich zu der erwünschten, wesentlich ruhigeren Aussprache. Der Rat erfaßte schnell den Tatbestand mit allen seinen Nebenumständen und schwerwiegenden Folgen. Ein böser Konflikt! Er fühlte sich sehr bekümmert. Und als der Bruder nicht aufhörte,

Gisela mit harten Vormürsen zu überschütten und der soeben beigelegte Wortstreit sich wieder von neuem zu entfachen drohte, fuhr er energisch dazwischen.

„Ich bitte, ich flehe Euch an, meine Lieben, der Sache für heute abend ein Ende zu machen. Es wird für Gisela hier der letzte Abend sein, für lange Zeit.“

„Für immer, für immer,“ rief Herr von Velden- dorf dazwischen.

„Nun also, brechen wir ab. Habe die Güte, lieber Bruder, statt morgen mir schon jetzt, zur Stunde, einen Wagen zur Verfügung zu stellen. Gisela mag sich rüsten, mit mir zusammen das Haus zu ver- lassen. Ich nehme sie mit mir. Ist es Dir so ge- nehm, Bogislaw und Ihnen, liebe Ernestine?“

„Ich danke Ihnen dafür,“ brachte Frau von Velden- dorf mühsam hervor. Ihre Stimme bebte.

Gisela fühlte ihr Herz überfluten. Sie stürzte vor der Mutter auf die Kniee, drückte ihren Kopf auf deren Schoß und schluchzte: „Meine Mutter, meine gute Mutter, verzeih' mir!“ Und als sie die liebende Hand auf ihrem Kopf fühlte und die flüsternde Stimme am Ohr: „Wir sprechen uns noch, jetzt denk' an den Vater, Gisela,“ sprang sie auf und flehte auch diesen um Verzeihung an.

„Bereuen, bereuen, wenn's zu spät ist — zu spät! nichts davon,“ wehrte er heftig gestikulierend ab. „Du hast einen Ehrenmann tödlich beleidigt, ihn von Dir gestoßen, ihn verloren und mit ihm Deine Zukunft. Das soll man vergeben, vergessen — nein, niemals, hörst Du, niemals!“

Und mit diesem laut herausgeschmeterten Ruf verließ er das Zimmer, dröhnend die Tür hinter sich ins Schloß werfend.

Eine Stunde darauf huschte durch das noch hell erleuchtete Treppenhaus eine tiefverschleierte Frauen- gestalt. Dienerschaft war nirgends sichtbar und dem Kutscher des vor der Tür haltenden Wagens war es gleichgültig, welchen Gast er noch außer dem Herrn Justizrat von Velden- dorf zur Station fahren mußte, wenn es nur ein gutes Trinkgeld gab.

Die Fahrt begann, die schön, herrlich hätte sein können in der milden, düstigen Luft, bei dem stillen Glanz der Sterne, wär's im Gemüt der beiden Menschen ruhiger gewesen. In Giselas Brust loderte eine Feuersbrunst. Sie hätte aber nicht sagen können, welches der brennenden Gefühle in dieser Stunde das vorherrschende war, so zerissen, so unklar und wehvoll sah es in ihr aus.

Als der alte Rat ihr in bekümmertem Tone sagte: „Ich glaube, meine La, Du hast nicht nur uns, auch Dir selbst einen sehr schlimmen Streich mit den heutigen Geschehnissen gespielt,“ da wußte sie, daß es der Zorn war, der alles in ihr in Blut gesetzt, Zorn gegen Welt und Menschen, Zorn gegen sich selbst. Das stand fest, sie hatte Unerhörtes ge- tan, etwas, was sie im Grunde eigentlich nicht ge- wollt, aber plötzlich nicht hatte lassen können und das jetzt in seinen tiefgehenden und tief einschneiden- den Folgen in ihr Gewissen griff. Es ward ihr elend zumute, wenn sie an Ulrich dachte. War sie noch wert, von der Sonne beschienen zu werden, wenn ihm unrecht getan war? Unerbrochen, frei und stolz mit dem offenen Blick der Wahrheit hatte er vor ihr gestanden und ihre Angriffe zurückgewiesen, ohne jede Verwirrung, ohne Schreck und Scham, auf dem Gesicht die Gut erdlicher Entrüstung, in Ton und Wort den zuckenden Schmerz der gramam- getroffenen Liebe. „Und das glaubst Du?“ Kein Wort, nicht das härteste, kein Vorwurf, keine Schmähung hätte sie so treffen und schmerzen, sie so in tiefer Scham erglühen lassen können, als diese Frage, von ihm in diesem Ton gerufen, der sie jetzt noch, jetzt in der Erinnerung durchbebt. Sie drückte die Hand gegen die Brust, als wenn sie damit den hämmernden Schlag ihres Herzens beruhigen, sich des verborgenen Briefes erinnern wollte.

Dieser unselbige Brief! Er war eine Versuchung für sie geworden, die sie nicht bestanden hatte. Ein böser Zauber hatte ihr den Blick getrübt, sie unruhig, unehrlich gegen sich selbst gemacht, das Mißtrauen! Daraus war alles entstanden, das ganze Unglück. Sie machte sich das plötzlich klar und noch etwas anderes, was sie die Zähne aufeinander beißen, die

Lippen zusammenpressen ließ in leidenschaftlichem Schmerz, etwas, das übermächtig über ihr Herz her- fiel und es blutig geißelte — die Liebe. Sie hatte Ulrich von sich gestoßen, sie hatte ihn verloren!

Dem alten Rat war keine Antwort auf seine Bemerkung geworden. Gisela mochte gewiß nicht acht darauf gegeben haben. Er sah, wie sie sich tief in die Ecke des offenen Wagens gedrückt und den Kopf auf die Brust gesenkt hatte. Die vor sich hin- starrenden Augen verrieten, wie stark sie mit sich beschäftigt war. Manchmal schloß sie laut auf und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Er verhielt sich nun ganz still; es sollte sich erst alles in ihr ausringen, ausbluten, ehe er die Soude an die Wunde ihrer Seele legte. Der Wagen fuhr peitschnell auf der glatten Landstraße dahin, an Saat und Korn- feldern vorbei. In einer halben Stunde war die Station erreicht.

Während der Rat das Nötige für die Fahrt be- sorgte, hielt sich Gisela in den seitwärts liegenden Gartenanlagen auf. Dort war es menschenleer. Sie ging auf einem kurzen geraden Wege immer auf und nieder. Die regungslose Luft, das unbewegliche Laub der Bäume, der wolkenlose sternbesäte Himmel, die Stille der ganzen Natur verschärfte ihre inneren Qualen. Es hätte stürmen, regnen, hageln müssen. Sie sehnte sich nach tosenden Winden und jagenden Wolken, nach dem Gebrauch einer schäumenden See! War denn die ganze Welt eingeschlafen und nur sie noch in dieser Grabesstille?!

Endlich lief der Zug ein, endlich hörte sie Stimmengewirr und Lärm! In dem dahinsaufenden Wahnzuge ließ sich die langsam schleichende Zeit leichter ertragen.

In wenigen Minuten lag die Heimat schon weit hinter ihr. Als der Rat einmal verlohnen zu Gisela hinüberschaute, bemerkte er, daß sie eingeschlummert war. Bewegungslos lagen die dunklen Wimpern auf der Wange. So, in der Ruhe und Blässe, durch Blut und Feuer wirkte in dem Halblicht des kleinen Raumes ihr Gesicht wie ein Kunstgebild aus Marmor. Der Rat ließ sein Auge lange darauf ruhen und wehmütig gedachte er Ulrichs. Hätte der Tag anders geendet, dann säße jener statt seiner dem schönen Mädchen gegenüber und dann — der Rat verglich das marmorfarbige Antlitz mit dem der wachenden, lebenden, heßblütigen Gisela, dann hätte dieser rote schwellende Mund dort nicht den fremden, strengen Mund gehabt, dieser Mund, der wohl sehr stolz, aber auch sehr lieblich lächeln, sich wiederum auch sehr trozig kräuseln, aber nimmer so kummer- voll aussehen konnte.

Der Rat traf allerlei vorsorgliche Maßregeln, um dieses teuren Kindes Schlaf zu hüten. Er verschleierte die Lampe, schob unter den müde herab- hängenden Arm Giselas sachte ein Kissen und sorgte dafür, daß sich kein Reisender zu ihnen ins Coupee verirre. In Schlaf für ihn selbst war nicht zu denken. Sorge und Betrübnis ließen es nicht dazu kommen.

Es war Mitternacht, als der Zug in C. an- langte. Trotzdem zeigte sich noch reges Leben auf dem Bahnhof. Da die Reisenden nicht erwartet wurden, mußte der Rat die Gepäckangelegenheit selbst besorgen und Gisela harrete in dem großen, heller- leuchteten Wartesaal seiner Rückkehr. Fast ein jeder, auch der Eilfertigkeit, schaute sich nach ihr um.

Sie fiel durch ihre hochgewachsene Gestalt auf und wer ihr erst ins Gesicht geblickt hatte, den festelte sie gleich ganz und gar. Sie war aber dieses An- starrens, vielmehr dieses Anstaunens so gewöhnt, daß es ihr kaum mehr auffiel oder lästig ward. Ein seidener Staubmantel von weinroter Farbe fiel ihr leicht von den Schultern hernieder. Sie stand lässig, achlos da und sah zerstreut ins Leere. Da fühlte sie plötzlich ihre Hand ergriffen und eine sehr be- kannte, herrliche, fröhliche Stimme rief ihr einen Willkommengruß zu. Eine schlauke, junge, blonde Frau stand vor ihr, Irma Meinigen.

„Nein, dieser Zufall, diese Ueberraschung, dieses Glück,“ rief jene lebhaft, „das hätte ich mir nicht träumen lassen, als ich heute mit Klaus über Land fuhr, Dich, meine Gisela hier anzutreffen. Wie geht das zu? Ist die Hochzeit in der Tat verrätet worden?“

Am Ende befindest Du Dich schon auf der Hochzeits- reise?“

Ein großer, stattlicher Herr war inzwischen heran- getreten, der Oberförster Meinigen. Auch er begrüßte Gisela mit großer Herzlichkeit. Noch hatte sie kein Wort gesprochen. Ihr war's, als sei ihr die Brust zugeschnürt. „Wo ist er denn — er — er?“ fragte Irma und blickte sehr lebhaft umher. In diesem Augenblick erschien der Justizrat im Saal. Der Ober- förster eilte begrüßend auf denselben zu. Die Herren kannten sich von der Jagd und den Klub her.

„Was ist Dir, Kind?“ fragte jetzt hastig die junge Frau, in ihrer Lebhaftigkeit nun erst Giselas verstörtes Gesicht bemerkend.

„Es ist alles ans,“ lautete die tonlose Antwort. „Frage nichts weiter, ich vertrage heute kein Wort mehr darüber.“

Eine große Betrübnis prägte sich in dem feinen, klugen Gesicht der jungen Frau aus.

„Herr meine Güte, Gisela, Kind — Herz, hast Du denn meinen Brief nicht bekommen, hast Du —?“

„D, bitte — Irma — keine Frage!“ und Gisela wandte sich ab.

Frau Irma war ganz betroffen. Die Herren traten jetzt heran und der Justizrat entwickelte große Eile, um Gisela schnellstens aus der peinlichen Lage zu befreien. Bei der Verabschiedung flüsterte Irma der Freundin einige Worte ins Ohr.

Gisela nickte.

„Aber komme allein und erst — mir ist's so weh zumute — erst nach Tagen,“ antwortete sie leise mit umflorter, fast gebrochener Stimme.

Nun trennte man sich und fuhr nach entgegen- gesetzter Richtung ab.

* * *

„Wohin?“ fragte sich Ulrich v. d. Lude, als er über die Schwelle des Hochzeitshauses hinwegschritt, um in den davorhaltenden Wagen zu steigen. Wohin? Allüberall, nur nicht dahin, wo ihm bekannte Ge- sichter begegneten, nicht nach C. ober gar nach Kosen- los! Fort in die weite Welt — nein, auch nicht in die Weite, in die Fremde nur. — Ihn zu begabten und vergessen zu machen, dazu war die Welt ja groß genug, aber zu früh war's noch, es gab noch zu tun für ihn. Er war nicht der Mann, der still hielt, wenn das Schicksal seine Geißel schwang. Er wehrte sich. Er war ein Mann der Tat. Heraus mit Dir, Verleumder! Heraus vor die Schranken! So hieß die Lösung.

Es harrten seiner zwei Aufgaben. Die eine galt seiner Person, seiner geistigen und körperlichen Kräften. Mit gebrochener, schlaffter Seele ließ es sich nicht kämpfen. Er durfte sich nicht schwächlich den Schmerzen seines Innern hingeben, nicht über das grausame Schicksal seiner Liebe in Grübeleien ver- sinken. Er mußte die fürchtbare Lage, in die ihn Leichtgläubigkeit und Zweifelsucht, die Unerfahrenheit und — er mußte sich verzweiflungsvoll sagen — die Vertrauenslosigkeit eines jungen Weibes hineinge- drängt hatten, zu beherrschen suchen, — mochte es kosten, was es wolle. Es galt für ihn den Feind zu huten und zu zerschmettern. Wie aber das be- ginnen? Sollte er sich selbst die Pfade zur Auf- klärung suchen, oder durch andere auf Gisela einen Zwang ausüben, um den Namen des Verleumders zu erfahren? Er entschloß sich zu erlernen, sich Tag und Nacht mit der Frage beschäftigt, wann und wo Gisela mit Menschen zusammengekommen sein konnte, die ihn und seine Vergangenheit kannten, und aus welchem Interesse ihn diese Menschen in so grausamer Weise verfolgten. Man kannte doch meistens seine Feinde, deren er drüben im fremden Weltteil manchen gehabt hatte, aber nicht im Vater- lande und seines Wissens auch nicht in Italien. Die lange Zeit der Krankheit hatte ihn von der Welt und Menschenverehr ferngehalten, und alle die- jenigen, die ihm dort in den engen Lebensverhältnissen nahegetreten, waren ihm zugetan gewesen. War auch Marias Mund verstummt, — Frau Mia von Held- hausen hätte das bezeugen können, sie die der Zufall eben jetzt in seine Nähe geführt, die ihm vielleicht helfen, wieder Licht in die dunkle Sache bringen konnte. Solchen Zielen ging er jedoch nicht nach.

Keiner Zeugenschaft, keiner Beweise bedurfte er! Er suchte den Gegner nicht, um ihn mit Worten zur Rechenschaft zu ziehen — zu viel Ehre für diesen — er suchte ihn, um ihn mit einem Peitschenhieb niederzustrecken und wenn es eben kein Lump war, vor die Pistole zu fordern. Hiernach fort in die Welt, wohin blieb sich gleich. Welleidit ward ihm die himmlische Worte eröffnet sonst hieß es weiter kämpfen und mandern.

Er reiste in ein kleines Fischerdorf auf Rügen. Dort war es still, nirgends tauchte ein bekanntes Gesicht auf. Außer den paar einfachen Fischerleuten gab es wenige Fremde. Erschien einmal ein Tourist, so war er bald wieder verschwunden.

Er kannte einen versteckten, wildromantischen Platz, hoch auf einem nicht leicht zu erklimmenden Felsen an der See, eine grüne Platte, auf der eine schlankte Birke ihre Arme sehnsüchtig nach den Schwestern über sich ausstreckte. Denn hoch über ihr grünte ein mächtiger Buchen- und Birkenwald. Dahin ging ihr Wehen und Winken. Sie achtete nicht des einfachen Mannes unter sich. Nur, wenn es ganz still in der Natur war, wenn die Winde schliefen und die See unten in der Tiefe ihre Wildheit verlor, das Schäumen und Branden in einen leisen, kosenen Sang überging, dann neigte sie sich wohl einmal sanft über ihn und begann Trostworte zu flüstern, denn der da unter ihr lag, mußte ein unglücklicher Mann sein. Oft schon hatte er sich an ihren Stamm gelehrt und stundenlang in die Ferne gestarrt, als ob er dort etwas suche, was verloren gegangen und nicht wiederzufinden sei. Auch war es geschehen, daß er sich auf die kalte Erde geworfen und die Hände darin eingekrampft und gestöhnt, wenn nicht geschrieben hatte, immer einen und denselben Namen. Ja, es kamen Stunden und Tage, wo Ulrich die Verzweiflung packte, wo er einsah, zu fest auf seine Stärke gebaut zu haben, wo ihn die Spannkraft verließ und er den Schmerz seiner Seele in die Lüfte hinausjähre.

Dann kam ein Tag, an dem die Sonne flimmernd über der See lag, der Horizont hinter heißen Dünsten verschwand und durch die feuchtheiße Luft ein Glimmen und Zittern ging. Da stand er wiederum an der Birke Stamm und starrte in die Ferne. Und schaute, aber anders als sonst. Man sah seinen Augen an, sie erblickten, umfaßten etwas — wunderbare Formen und Gestalten, die gleich farbigen plötzlich als sanft abgerundete bläulich-violette Berge auf dem Wasser ruhten, fest und unbeweglich. Und weiße Punkte tauchten auf, die immer größer wurden, und plötzlich klutete ein blauer See um ein schmales Festland mit grünen Vorber- und Kastanienwäldern und schönen, weißglänzenden Willen. Darunter eine, die sich an den Vorsprung eines Hügels zärtlich angeschmiegt hat, als wolle sie sich dort verbergen. Darinnen war es still. Eine Kranke ruhte dort auf weißen Kissen, eine Kranke, die das Leben liebte und doch zu sterben wünschte. Es war ein ewiges Ringen zwischen Auflehnung und Ergebung und ein Schmerz für den, der es ansehen mußte, ohne helfen zu können, der nicht von ihrem Lager wich, der mit sanfter Hand pflegte und sorgte, um zu vergehen, was ihm selbst an Liebe und Sorge dereinst geschehen war, Tag und Nacht, bis an eines Tages Abend vom blauen See herüber ein Wirtchen zog, so lind und leise wie ein Atemzug, gleichwohl stark genug, um im Buch ein Blatt zu wenden. Und der, der es las, legte es beiseite und schaute träumerisch vom Valtou in die Ferne. Die lag im Abendschimmer da, alles ruhte. Eine feierliche Stille war ringsum. War die Natur gestorben, oder schlummerte sie nur? Es war dasselbe: Schlummern und Sterben. Und langsam wandte er seinen Kopf dem verdunkelten Zimmer mit der Bettstatt zu.

Imn war's, als sei ein dort eben noch gefächtes, weißes Antlitz verschwunden, wohl der Sonne Schild, die ihm das Auge geblendet. Und mit leisem Schritt, den die Sorge lehrte, trat er heran und sah noch immer nichts, nur durchsichtige Spitzen und weiße Zinnenstücke, als sei die Bettstatt leer und Maria entflohen. Und ringsum ein Duft, nicht nach Blüten und Blumen, wie sonst — es drang ihm entgegen, als sei eine giftige Frucht zerschnitten und ströme

schwere, betäubende Gerüche aus. Und da — er riß vom weißen Antlitz das Totentuch herunter. . . . Der Erde Atemzug, der ihm lind vorhin im Buch ein Blatt gewendet, hatte hier im Zimmer sanft einer Seele Licht gelöst. Fata morgana, du Bild der Schmerzen, verfinke!

Und die Ferne begann zu wanken, alles, was dort eben sichtbar geworden war, zerriss und versank zugleich, damit der breite, dunkle entstellende und verzerrende Streifen, der sich plötzlich quer über das zarte Bild der Wehmut gezogen hatte. Und als er dann den Blick ablöste, von dem dunkligen, wieder farb- und gestaltenlos gewordenen Horizont und zu dem zurückkehrte, was war und blieb, fiel sein Blick auf etwas Schwimmendes ganz in der Nähe, auf etwas, was sein Auge schmerzte. Er sah nicht länger darauf nieder, bis der goldene Reif vom Finger gezogen und weggesteckt war. Dann atmete er hoch auf, strich sich langsam über die Stirn und über sein Antlitz breitete sich ein Ausdruck, wie er Schläfern eigen ist, die nach schwerem Traum erwachen und nun zum Leben und Denken zurückkehren. Es war heute das letzte Mal, daß er auf der Felsplatte unter der grünen Birke gewinkt hatte. Eine kurze Frist noch und man würde ihm wieder in der Welt begegnen, gelächelt, gerüfelt!



Admiral von Köster,

ist vom Kaiser zum Großadmiral ernannt worden. (Text siehe Seite 239.)

Zustizrat von Belendorf mußte nun alles. Es hätte Gisela die Brust zerprengt, wenn in jenen trübsten Tagen ihres Lebens ihr Schmerz hätte stumm bleiben müssen. Sie konnte nicht allein damit fertig werden, und abgesehen davon, wollte sie in ihren Handlungen auch verstanden und gerecht beurteilt sein. So ließ sie denn den Freund ihrer Kindheit, den sie liebte und dem sie vertraute, in die Geschehnisse der jüngsten Vergangenheit, in ihre Aengste und Zweifel blicken und schließlich auch in die Zerrissenheit ihres Herzens, wenn hier auch nicht so ganz unverhüllt. Ihre Liebe war stolz — sie wollte es zwar nicht eingestehen — reuig. Es zehrte und nagte an ihrem Herzen, nachdem der erste, milde Sturm vorübergegangen war. Aber das, worauf es dem Zustizrat besonders ankam, das verschwieg sie mit einer nicht zu durchbrechenden Hartnäckigkeit: sie nannte keine Namen. Sollten Irma und die arme Asta von Heldhausen, die es beide gut mit ihr gemeint hatten, durch ihre Schwachhaftigkeit in Unangelegenheiten hineingeraten? Nimmermehr! Was konnten auch die Namen helfen? An Ulrich hatte man sich zu halten, und wenn dieser jegliche Beweisführung verschmähte, wenn er dazu zu stolz war, sie eher verlieren als reden wollte, wohlun, dann mochte die Tragik sich erfüllen!

„Sehr jung und sehr töricht gedacht, meine liebe Lu,“ lautete die tadelnde Antwort Onkel Egberts auf dergleichen Aeußerungen. Er verhielt sich Gisela gegenüber immer ruhig, ernst und gütig, vermochte

dadurch sehr viel bei ihr durchzusetzen und glaubte auch in dieser Sache noch durch Geduld zu siegen. „Ulrich hat Dir die einzig richtige Antwort darauf gegeben. Glaubst Du, die Du noch niemals Beweise von Unaufrichtigkeiten an ihm erfahren hast, seinem Manneswort nicht, so fehlst Dir Vertrauen zu Deinem Bräutigam und Gatten, und ohne Vertrauen gibt es keine glückliche Ehe. Dann besser Scheidung.“

Der Zustizrat hatte dies Wort nur einmal ernst ausgesprochen, aber seitdem kam es Gisela nicht mehr aus dem Sinn. Es saß ihr wie ein Stachel im Herzen.

Scheidung! Was das hieß und zur Folge hatte, trat plötzlich in seiner ganzen Schwere an sie heran. Eine Menge Fragen drängten sich ihr auf die Lippen, gleichwohl fand sie von nun an nicht mehr den Mut, auch nur eine einzige dem Onkel vorzulegen. Sie befand sich in einem beklagenswerten Zustande. Erwachte sie des Morgens aus oft unruhigen Schlummer, so verharrete sie meist lange noch auf ihrem Lager und grubelte über die Gestaltung ihrer nächsten Zukunft. „Wann würde Ulrich von sich hören lassen und in welcher Weise an sie herantreten? Wo weilte er jetzt? Ob er sehr traurig war oder sich bald trösten würde — er war ja ein Mann, ein harter Mann — oder würde er eintreten und ihr seine Vergangenheit mit allen Irrtümern und Geheimnissen aufdecken und verfluchen würde, sie zu überzeugen? Ach, warum sich betrogen; sie mußte ja alle diese Fragen zu eigenem Schmerz und Zorn vereinen und trotzdem blieb sie hoffnungsbüchtig.“

Die vielen, bald nach ihrem Scheiden aus dem Elternhause an sie gerichteten Schreiben verfehlten, der Eigenart ihres Charakters gemäß, gänzlich die beabsichtigte Wirkung. Die kummervollen der Mutter entlockten ihr Tränen, die heftigen des Vaters, Briefe voll bitterer Vorwürfe und kränkender Drohungen, stachelten ihren Widerstand und Trost auf. Das eine und andere konnte nichts an der Sachlage ändern. Es mußte gehandelt, Gisela mußte überzeugen und Ulrich verhöhnt werden. Eine schwere, scheinbar unmögliche Aufgabe!

(Fortsetzung folgt.)

Sinnprüd.

Göttliche Liebe, du bist's, die der Menschheit Blumen vereinst
Ewig getrennt, sind sie doch ewig verbunden
durch dich!

Schiller.

Der Weg zum Ruhm.

Von Tatominr.

Aus dem Polnischen übersezt von Stephanie Goldenring.
(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

III.

Es waren einige Tage vergangen. Frau Galinska wollte soeben das in düstern Halbdunkel getauchte Zimmer der Saruiki's betreten. Aber die Worte, mit denen sie hierher eilte, erstarben auf ihren Lippen.

Auf einem der beiden Betten ruhte Stanislaus, der mehr einem Toten, als einem Lebenden glich. Eine Leichenblässe bedeckte sein abgehärtetes Antlitz. An seinem Bett saß Frau Sofja, die jetzt ihres schönen, goldigen Haarschmuckes beraubt war. Wie erstarrt saß sie da, mit einer Hand die heiße fiebernde Hand ihres Mannes festhaltend, mit der anderen das Kind umfassend, das am Fußende des Bettes saß. Am ganzen Körper bebend, trat Frau Galinska näher heran: „Was ist mit ihm geschehen?“ fragte sie besorgt. „Es ist schlimm . . . liebste Frau . . . Gehirnentzündung . . . der Arzt hat wenig Hoffnung,“ erwiderte Sofja stammelnd. Frau Galinska verschwand, aber nach einer kurzen Weile kam sie wieder und brachte Milch, Brötchen und verschlebene Vorräte ins Zimmer. Sie ließ Licht machen und das Zimmer heizen. Dann schickte sie zum Arzt. —

Nachdem sie dem Kinde zu essen gegeben und auch Sofja eine Weinsuppe vorgesetzt hatte, sagte Frau Galinska:

„Nun erzählen Sie mir, Liebste, wie alles gekommen ist . . . Hat er seine Arbeit nicht verkaufen können?“

„Nein. Bei allen Verlagsbuchhändlern ist er gewesen . . . An einer Stelle wurde ihm gesagt, er wäre noch zu wenig bekannt, — an einer anderen war man mit Romanen versehen, — schließlich fand sich jemand, der das Manuskript in einigen Tagen lesen wollte. Als Stasch nach acht Tagen wiederkam, bot ihm der Verlag fünfzig Rubel.“

„Und nahm er es an?“ fragte Frau Galinska entrüstet.
„Nein, denn Stasch brach ohnmächtig zusammen und wurde nach Hause gebracht. Seitdem liegt er darieder.“

„Und was ist mit dem Manuskript?“
„An demselben Tage, als er erkrankte, las ich von einem Preisausschreiben in der Redaktion des „Kuriers“ . . . ich holte den Roman von dem Verleger und brachte ihn in die Redaktion.“

„Weiß Ihr Mann davon?“
„Ich hab's ihm gesagt, aber bis jetzt ist noch keine Nachricht eingetroffen.“

„Und wovon habt Ihr gelebt?“
„Ich habe mein Haar verkauft . . . für acht Rubel . . . es war das einzige, was mir geblieben war . . .“

Frau Galinska ballte die Fäuste und war gerade im Begriff, ein heftiges Wort zu sagen, als sich die Tür öffnete und der Arzt eintrat.

Der alte Herr untersuchte den Kranken . . . In dem Krankenzimmer herrschte eine Grabesstille, die nur durch das Stöhnen des Kranken unterbrochen wurde.

„Wie ist es?“ fragte Sofja, als der Arzt die Untersuchung beendet hatte.

„Hier kann nur Gott helfen.“ . . . erwiderte der Arzt seufzend, „meine Kunst ist hier machtlos . . .“

Frau Sofja schluchzte dumpf.

„Verlieren Sie nicht die Hoffnung . . . er ist noch jung.“ beruhigt er die Unglückliche. „In einigen Tagen muß die Krisis eintreten. . . Wenn der

Kranke zum Bewußtsein kommt, müssen sie ihm ein heiteres Gesicht zeigen.“
Es folgten schwere, lange Tage des Kampfes zwischen Leben und Tod.

Frau Galinska begnügte sich nicht damit, in stiller Mitleid die Krisis abzuwarten. Als sie unter Schwimmen und Schwagen Frau Sofja überredet hatte, von ihrer Vorratskammer in nötiger Weise Gebrauch zu machen, begab sie sich eines Tages in die Redaktion des „Kuriers“. Die endgültige Entscheidung sollte zwar erst Ende des Monats getroffen werden, aber möglicherweise konnte man schon jetzt etwas näheres über die in Erwägung kommenden Arbeiten erfahren. Erregt und voll Ungebuld trug sie ihr Anliegen vor, als handle es sich um ihr eigenes Werk. Nur der eine Gedanke erfüllte sie: daß von diesem Ergebnisse vielleicht das Leben eines Mannes abhing. Wie eine Ewigkeit erschien ihr die Zeit, die sie in der Redaktion warten mußte, ehe sie eine Auskunft bekam. Mit Mühe bezwang sie sich, ihrer Ungebuld nicht auch hier in ihrer derben Weise Ausdruck zu geben. Endlich vernahm sie, was so gewichtig und einschneidend in das Leben eines eingzugreifen bestimmt war. Der Roman war als gut erachtet worden und hatte die beste Aussicht, den ersten Preis zu erringen!

Glückstrahlend eilte sie nach Hause. Sie glaubte nun ein Heilmittel zu haben, das den Kranken schneller als alle Arznei gesund machen würde. Nur schien es ihr nicht ratsam, dem Patienten eine unbestimmte Nachricht zu übermitteln. Die Erregung und die Erwartung einer endgültigen Entscheidung konnten nicht von gutem Einfluß auf seinen Zustand sein. Neue Sorgen verdüsterten ihr Antlitz. Aber nicht lange gab sie sich dem Grübeln hin. Ein Ausweg war bald gefunden, — und nun hielt es sie nicht länger: eilig warf sie Hut und Mantel ab und betrat das Zimmer des Kranken.

Frau Sofja und der Arzt schlüpferten leise, der Kranke lag apathisch auf seinem Lager. „Nun, wie geht's heute?“ fragte sie mit lauter Stimme.

„Lange halte ich diese Wirtschaft nicht mehr aus! Lassen Sie mich jetzt mal reden. Wissen Sie, woher ich komme? — Von der Redaktion! — Und wissen Sie, wem der erste Preis zufiel? Herrn Stanislaus Sorugki! Jawohl! Das Geld hab' ich gleich mitgebracht! Was Sie mir schuldig sind, ziehe ich ab!“

Stanislaus hatte seinen Namen im Zusammenhang mit dem ersten Preise nennen hören, neugierig lauschend richtete er sich langsam auf. Seine Pupillen wurden immer größer, die Wangen röteten sich, um die zitternden Lippen huschte ein freudiges Lächeln.

Er seufzte tief auf, streckte die Arme aus und flüsterte leise: „Sofja! Janek!“ Dann fiel er wieder in die Kissen zurück . . .

„Retten Sie mir meinen Mann,“ rief Sofja verzweifelt, den Arzt mit bangen Blick ansehend.

„Beten Sie still, und geben Sie die Hoffnung nicht auf, die Krisis scheint glücklich überstanden,“ sagte der Arzt ernst.

Da wandte sich Frau Sofja zur Wirtin und sagte flüsternd: „Wie kann ich Ihnen, gute Frau, für so viel Liebe und Güte danken? Wie ist's nur möglich, daß Sie das Geld so schnell bekamen?“

„Das Geld,“ entgegnete diese, „das bekomme ich schon wieder; vorläufig reichen meine Ersparnisse noch dazu, die Summe vorzutraden, — und an den ersten Preis glaube ich jetzt wirklich . . . Aber nun seien Sie still. — Der Patient bedarf jetzt der allergrößten Schonung.“

Soeben flackerte der erste Stern am Himmel auf, als Sofja, auf Frau Galinska gefügt, das vom Arzt gesprochene Wort „gerettet“ vernahm. Das Kind erwachte aus dem Schlaf. . . . Die Mutter, die bis jetzt in regungsloser Haltung verharrt, ergriß den Knaben und kniete mit ihm vor dem Bett des Mannes nieder.

Frau Galinska betrachtete die Glückliche mit einem Lächeln der Mühigung und brach in Tränen aus.



SOCIÉTÉ VITICOLE

FRANCO-ALEMANDE.

KAPITAL 102000 MARK

**IMPORT UND EXPORT DIREKT VON DEN
PRODUZENTEN BEZOGENER WEINE UND SPIRITUOSEN**

Bureaux in:
Bordeaux, 1 Place des Capucins
Paris X^e, 67 Rue de Chabrol
London W., 9 Hills Place

Bankiers:
 Commerz- und Disconto-Bank
 Berlin-Hamburg
 Crédit Lyonnais, Paris

zu bezeichnen.
 Entstanden aus der Idee, französische Weine mit vollständiger Ausschaltung des Zwischenhandels direkt an die deutschen Konsumenten zu liefern, erfreut sich unser junges Unternehmen bereits sehr zahlreicher Freunde. Wir offerieren aus unserer reichhaltigen Preisliste, welche auf Wunsch gratis und franco geliefert wird, ganz besonders die nachstehenden Marken:

per Flasche exkl. Glas	
Château Mouton Fronsac	1,—
Crü de la Loterie St. Genès	1,10
1895 Cantenac	1,40

Vin rouge (roter Tischwein) per Liter	0,65
Portwein span.	1,25
Moselwein	0,60

**Ein echter deutscher Mann mag keine Franzen
leiden, doch ihre Weine trinkt er gern.**

Dies Wort des Altmeisters Goethe ist heute wohl nur noch in letzterer Hinsicht zutreffend. Heutzutage, wo die Völker durch die zu hoher Vollendung gelangten Verkehrsmittel einander näher getreten sind, herrscht das Bestreben vor, den Wettstreit auf anderen Gebieten als früher zu führen und Güter, welche die Natur gegeben, oder die durch eigene Kraft geschaffen worden sind, gegenseitig auszutauschen.

Zu diesem friedlichen Zwecke gegründet, ist unsere Gesellschaft nicht mit Unrecht als ein

Bündnis zwischen Frankreich und Deutschland

Ferner empfehlen wir als äusserst preiswert unsere beliebtesten Sorten:

Fernspr. Amt IV, 1671.

Société viticole franco-allemande m. b. H., Berlin SW. 68, Ritterstr. 50.

